



IM PATIO

VON MEDELLÍN UND SEINEN UNGEWOLLTEN
KINDERN

EIN PRAKTIKUMSBERICHT

VON

ULRIKE SPIELER



INHALT

KOLUMBIEN? – NA KLAR...	2
LANDFLUCHT	3
STRAÙE	3
„SACOL“, „BAZUCO“, „MARIHUANA“, „RUEDAS“ UND ANDERE GEFÄHRTEN	4
INSTITUTIONEN	5
BARRIO TRISTE UND GUAYAQUIL	6
DIE „DON BOSCO“-EINRICHTUNGEN	7
DER „PATIO DON BOSCO“	8
NOCH EINMAL: DER „PATIO DON BOSCO“	9
DAS PROJEKT „PATIO 13 – SCHULE FÜR STRAÙENKINDER“	10
MEINE ARBEIT	11
GLAUBE	12



IM PATIO

BERICHT ÜBER DAS PRAKTIKUM IM PROJEKT
„PATIO 13 – SCHULE FÜR STRAßENKINDER“

IN MEDELLÍN / KOLUMBIEN

VON
ULRIKE SPIELER

KOLUMBIEN? – NA KLAR...

Ein Praktikum in Kolumbien – viele halten einen für verrückt, wenn man von solchen Plänen berichtet. Zu heiß (im wörtlichen und politischen Sinn), zu unzivilisiert, dritte Welt, Bandenkriege, Guerillakämpfe, kurz: zu gefährlich. Und dann noch Medellín, der Inbegriff der Gefahr. Über die Grenzen hinaus bekannt als die Hauptstadt des Drogenkartells. Sagt man: Doch, ich will da aber hin, ich finde es spannend, erhält man nicht selten ein süffisantes Lächeln zur Antwort: Aha, billige Drogen, kennt man ja, Medellín-Kartell, Pablo Escobar und so.

Fakt ist jedoch, dass eigentlich kaum jemand, der sich nicht näher mit diesem Land beschäftigt hat oder schon einmal dort war, weiß, worum es sich tatsächlich handelt. Fakt ist auch, dass Kolumbien fast ausschließlich mit Drogen, insbesondere Kokain in Verbindung gebracht wird. Was für jeden Kolumbianer nahezu beleidigend ist. Das Land hat so viele Facetten, die unvergleichliche und vor allem unvergleichlich abwechslungsreiche Landschaft, die ebenso unterschiedlichen

Menschen, die das Land bewohnen. Hier die indigenen Andenbewohner, dort die gänzlich verschiedenen afrokolumbianischen Küstenbewohner, und nicht zu vergessen die mestizischen Städter. Natürlich liegt der zweifelhafte Ruhm Kolumbiens in Tatsachen begründet, der Drogenhandel ist ohne Frage ein großer „Industriezweig“. Und natürlich gibt es den kolumbianischen Drogenhändler, den kolumbianischen Drogenboss und den kolumbianischen Drogenkonsumenten.

Was das aber für ein Land bedeutet, ist denen, die dieses Klischee rauf und runter beten, selten klar. Dabei werden, wenn man nicht – und zwar nicht in welcher Form auch immer, sondern nachhaltig – einschreitet, die Auswirkungen die ganze Welt beeinflussen. Denn Drogenanbau und -vertrieb bedeutet nicht nur schillerndes Leben einer Mafia oder Kokainküchen in Dschungels, sondern vor allem Landraub. In diesem speziellen Fall einerseits Raubbau am Amazonasregenwald, einer der größten grünen Lungen der Erde. Hier werden quasi minütlich neue Drogenfelder angelegt. Andererseits bedeutet es auch nicht nur die Auflösung der traditionellen Landwirtschaft, sondern Landvertreibung in großer Form.

Bislang bestanden die „campesinos“, die zu meist indigene Landbevölkerung, von einfacher Subsistenzwirtschaft. Man lebt von dem, was die Natur hergibt. Das Land wurde von Generation zu Generation weitervererbt, genau wie die traditionelle Lebensweise. Davon lässt es sich leben, allerdings leidlich. Ein bisschen besser lässt es sich leben, baut man Pflanzen an, die zu illegalen Drogen weiterverarbeitet werden. Zumindest anfänglich. Denn langfristig werden so traditionelle Lebensweisen aufgelöst, das Land leidet unter den Monokulturen und die campesinos begeben sich in eine direkte Abhängigkeit von Drogenbaronen unterschiedlichster Couleur (immer häufiger sind es Bürgerkriegsparteien, die mit Drogenhandel ihre Auseinandersetzungen finanzieren), aus der herauszukommen kaum möglich ist. Oft endet es mit dem Verlassen der geerbten Ländereien in Richtung der großen Städte.



LANDFLUCHT

Doch weitaus mehr Menschen treibt der seit Jahrzehnten anhaltende Bürgerkrieg in die Stadt. Eine ganz „normale“ Geschichte: Bauer Juan lebte auf seinem Land in den Anden. Ein Teil von dem, was sein Vater ihm und seinen Brüdern vermachte. Ledy, seine Frau, und seine Kinder waren tatkräftige Helfer. Selbst sein fünfter Sohn, obschon erst acht, packte mit an. Sie beackerten den Boden, bauten Gemüse an, hatten Obstbäume und ein paar Tiere. So konnte man keine großen Sprünge machen (eigentlich gar keine). Aber das Land ernährte sie, und selbst in schlechten Jahren reichte es noch, wenn sich alle ein bisschen zurücknahmen. Außerdem hatten sie dort hinten sogar ein paar Kaffeebüsche, wenn die Bohnen gepflückt und getrocknet waren, konnte man noch ein wenig dazu verdienen.

Bis eines Tages uniformierte Männer kamen mit geschulterten Maschinenpistolen. Sie sagten, dass sie das Land nun kontrollierten. Einige von ihnen waren oft auf ihrem Hof. Eines Tages gingen sie und wenige Zeit später tauchten wieder Männer auf, diesmal sahen die Uniformen anders aus. Sie meinten, sie könnten niemanden in von ihnen kontrolliertem Territorium dulden, der ihren Gegnern Obdach bot. Also Sympathisant der gegnerischen Partei wäre. Juan sah keine andere Wahl, als seine Familie zu schützen und sein Land zu verlassen.

Es hat sie nach Medellín verschlagen, in einen der „barrios populares“, der Slums, die das Stadtbild gleich auf den ersten Blick prägen. Weil sie bis in die Innenstadt, mitunter selbst direkt an die Viertel der Reichen heranreichen. Die Kontraste könnten nicht größer sein: Hier die Häuser, aus denen einem das Geld in die Augen springt, dort die mickrige Bretterbude. Dabei ist noch glücklich, wer wenigstens die hat und nicht, wie ich oft sehen musste, unter Brücken oder in Parks nächtigen und leben muss. 57 Prozent der kolumbianischen Bevölkerung leben unter der Armutsgrenze. Die Slumgürtel um die Städte wachsen ständig. In Medellín, eigentlich idyllisch in einem Andental gelegen, sind selbst die Bergkämme bebaut. Die hygienischen Bedingungen dort sind katastrophal.

Völlig enturzelt, sehen sich Menschen wie Juan und seine Familie hier mit einer Realität konfrontiert, der sie nicht gewachsen sind. Sie haben es mit gänzlich neuen Lebensbedingungen zu tun. Während bis dato das Feld für das Essen sorgte, braucht man hier Geld, um Nahrung zu kaufen. Man braucht auch ein Haus für die Familie, und selbst alte Bretter für eine dürftige Holzhütte kosten. Um Geld zu bekommen, braucht man Arbeit. Bei einer derzeitigen Arbeitslosenquote von ungefähr 15 Prozent¹ muss man geradezu mit Glück überschüttet sein, um wenigstens einen Job für die Hälfte des ohnehin niedrigen Mindestlohns (derzeit bei circa 100 Euro) machen zu dürfen. Auf staatliche Unterstützung kann ein Landflüchtling sowieso nicht bauen. Internationale Hilfe bleibt diesen Flüchtlingen verwehrt, da anerkannter Flüchtling nur ist, wer eine Ländergrenze passiert hat.

STRAßE

Waren die Kinder auf dem Land noch unerlässliche Helfer, werden sie hier in der Stadt mehr und mehr zu satt zu kriegendem Ballast. Oft sind die Eltern gezwungen, ihre Kinder auf die Straße zu schicken, um zum Lebensunterhalt beizutragen – nein, noch viel öfter, um den gesamten Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten, auf welche Weise auch immer. Viele Familien zerbrechen angesichts der ausweglosen Situation, in der sie sich befinden. Die Folgen sind Alkoholismus, Drogenabusus, die Männer verlassen die Familien, die Frauen und Kinder sehen sich zur Prostitution gezwungen.

Gewalt in den Familien ist an der Tagesordnung. Außerhalb sowieso. So gehen viele Kinder auch auf die Straße, um sich von der Familie zu lösen, da die Situation zu Hause für sie unerträglich geworden ist. Immerhin kennen sie die Straße schon vom „arbeiten“. Die wenigsten Straßenkinder sind ad hoc auf der Straße gelandet. Die meisten wurden

¹ Tatsächlich aussagekräftige Arbeitslosenzahlen scheint es in Kolumbien nicht zu geben, denn nach meinen Beobachtungen muss die Arbeitslosenquote zumindest in den Städten weit höher liegen.



von den Eltern zum Geld verdienen geschickt und sind irgendwann dort, in ihrem „Verdienstbereich“ geblieben.

Der Atmosphäre von Gewalt und Kriminalität entgehen sie so jedoch nicht. Im Gegenteil schweben sie hier zudem in ständiger Lebensgefahr. Von Kleber, Marihuana und „Bazuco“ (ein Kokainderivat, das schlimmer als Crack beschrieben wird) benebelte Straßebewohner können sich jeden Moment als ihre Feinde herausstellen. Ganz abgesehen von dem Rest der Gesellschaft, die diesen „Abschaum“ auf ihren Straßen als ein ständiges Gewaltpotential ansieht, sich permanent von ihm bedroht fühlt und ihn gerne außer Reichweite wüsste. Die „limpieza social“, eine selbsternannte „soziale Säuberungsgruppe“, schwebt jederzeit als Damoklesschwert über den Straßenkindern. Gerade die Kinder, die nicht in Folge der Landflucht, sondern wegen Problemen in ihrem sozialen Umfeld – häufig Auseinandersetzungen mit Banden ihres Viertels – auf der Straße landeten, zeigen einem fast durchgängig irgendeine Narbe, die ihnen durch Messerstiche oder ähnliches beigelegt wurde. Aber sie sind wenigstens noch einmal davongekommen. Nicht selten werden sie auf diese Weise getötet: erstochen, erschossen, liegengelassen oder auf einer Müllhalde Medellíns „entsorgt“. Dass Straßenkindern häufig begegnet wird, als wären sie sexuelles Freiwild, ist ein weiteres Problem.

Während die Kinder über ihre physischen Schäden oft bereitwillig und offen erzählen, dazu auch verbal und psychisch imstande sind, bleiben die seelischen Traumata genauso oft verdeckt. Verbannt in eine dunkle Kammer ihrer Erinnerungen und Gefühle. Verschafft man sich auch nur einen kleinen Einblick in ihre Lebensumstände und Biografien, gewinnt man schnell eine Ahnung des Motivs. Meist ist es fehlende Bildung, die ihnen die Worte ausdünn. Ohne sie ist es eben unmöglich, seine Gefühle zu beschreiben, zu reflektieren. Entscheidender aber ist, dass, einmal im klaren über das eigene seelische Leid, das Leben auf der Straße für sie fast unmöglich werden muss. Verdrängung ist ein Schutzmechanismus, der das Überleben mit sichert.

„SACOL“, „BAZUCO“, „MARIHUANA“, „RUEDAS“² UND ANDERE GEFÄHRTEN

Straßenkinder beschreiben ihre ersten Nächte auf der Straße als mit die schlimmsten ihres Lebens. (Dass sie trotz allem auch danach noch das Leben auf der Straße dem in der Familie vorziehen, gibt traurige Einblicke.) Ständig getrieben von der Angst, Opfer welcher Art und von wem auch immer zu werden. Auf der Straße gibt es eigentlich nur Feinde. Sie können (noch) nicht wissen, wo sie halbwegs ruhig schlafen können. Die Stadt ist überzogen von einem feinen unsichtbaren Netz unter Banden aufgeteilter Gebiete. Straßebewohner haben angestammte Reviere und Schlafplätze, die sie zur Not auch so weit möglich verteidigen. Die Polizei lässt sie nur an einigen Plätzen einigermaßen in Ruhe. Zudem sind sie den klimatischen Bedingungen schutzlos ausgeliefert. Regnet es im südamerikanischen „Winter“, regnet es richtig. Und Medellín etwa liegt zwar nicht so hoch in den Anden wie Bogota und ist daher viel milder. Trotzdem aber wird es recht frisch in der Nacht. Fast durchgängig erzählen die Kinder, wie sehr sie nächtens frieren. Tatsächlich erholsamen, regenerierenden Schlaf – gerade in dieser Entwicklungsphase so wichtig – können sie unter diesen Umständen kaum finden.

Wer schon länger auf der Straße lebt, kann den Neulingen „wertvolle Tipps“ geben, wie es sich trotzdem aushalten lässt. Die Droge wird zum Freund der Straßenkinder, zum Retter und Überlebenshelfer. Vor allem „sacol“, ein stark lösungsmittelhaltiger Leim, der zum Kleben fester Materialien wie Leder verwandt wird. Er nimmt, so berichten die Kinder, die Angst, den Hunger und die Kälte. Und bei einem Preis von umgerechnet gerade einem halben Euro auch für sie erschwinglich. „Bazuco“ lässt sie sich stärker fühlen, unangreifbarer. Marihuana trägt sie in schönere, heilere Welten. Alkohol macht vergessen. Und vielleicht gibt es noch einiges mehr, von dem ich nichts weiß, weil die Kinder es mir lieber verschwiegen haben.

² Wörtlich „Räder“; im Drogenjargon verwendet für alles, was in (runder) Pillenform daherkommt: Amphetamine, Ecstasy etc.



Von allem aber ist der Kleber definitiv die schlimmste Droge. Stark hirn- und organschädigend, kann man geradezu zusehen, wie regelmäßig schnüffelnde Straßenkinder abbauen. Im Rausch sind sie nicht bei sich. Machen Dinge, die nicht ihrer Art entsprechen, wandeln sich, haben keine Kontrolle über Zunge und Körper. „Dann ist es, als wäre ein Dämon in meinen Körper geschlüpft und würde mit mir machen, was er will.“, sagte mir der Straßenjunge David.³ Wer regelmäßig Kleber schnüffelt, hat sich selbst sein Todesurteil ausgestellt. Am Ende steht immer der Exitus. Das wissen auch Straßenkinder. Immerhin haben sie fast alle schon einem solchen Niedergang beigewohnt oder es zumindest aus für sie zuverlässigen Quellen (andere Straßenkinder, ältere Straßenbewohner, ...) erfahren. Nichtsdestotrotz sind für viele, ausgespuckt von der Gesellschaft, Drogen und das Leben auf der Straße mit für uns Außenstehende, „Normale“, zweifelhaften Freundschaften und problematischem Sozialgefüge der einzige Halt, den sie sich im Leben schaffen können. Und diesen Halt sind ebenso viele kaum bereit, ohne Weiteres aufzugeben.

Wie sie also da herauslösen? Ist das überhaupt Hilfe, sie wieder in ein nach unseren Maßstäben „normales“ Leben einzugliedern? In dem ja selbst junge Kolumbianer, die eben aus diesen „normalen“ Situationen stammen, kaum eine Zukunft haben.

INSTITUTIONEN

In den großen Städten Kolumbiens gibt es viele Institutionen, die sich Straßenkindern annehmen. Von Kirchen oder aus staatlichen Geldern finanziert, sind sie – soweit ich das beurteilen kann – in der Regel alle mehr oder weniger nach dem gleichen Muster gestrickt.⁴ Sie stellen den

³ Während meines Praktikums hatte ich einige Male Kontakt mit Kindern, die die Nacht zuvor unverkennbar mit Schnüffeln verbrachten. Ihr Körpergeruch hat sie jedes Mal verraten, der Kleber tritt über jede Pore aus. Es war mir nicht möglich, mich länger als 20 Minuten mit ihnen zu unterhalten. Mir wurde langsam schlecht und schwindlig. Wie muss es erst sein, wenn man nicht „passiv schnüffelt“. Ich habe eine leise Ahnung gewonnen....

⁴ In Medellín habe ich mir einen kleinen Einblick in mehre-

Straßenkindern einen von der Straße abgeriegelten Schutzraum, Essen, Waschplätze für sich und ihre Kleider zur Verfügung.

Im Gegenzug wird von den Kindern erwartet, dass sie gewisse Regeln strikt befolgen und sich dem vorgegebenen Tagesablauf unterwerfen. Dabei ist Regel Nummer eins: Keine Art von Drogen innerhalb der Institution. Es liegt auf der Hand, dass damit ein Teil der Straßenkinder sofort außen vor bleibt. Denn kalte Entzüge ohne (professionelle) Betreuung hält kein Mensch, erst recht kein Kind durch. Offensichtlich hält man aber diese Kinder ohnehin schon für verloren. Und ohne professionelle Betreuung sind auch die anderen Kinder in den Institutionen, die schon mehrfach Kontakt mit Drogen hatten, nicht clean. Sie können jederzeit rückfällig werden, was ich traurigerweise mehr als ein Mal miterleben musste. (Allein schon anhand der Drogenproblematik, der man nicht adäquat begegnet, wird eines augenscheinlich: Dass es schmerzlich an Betreuern und Pädagogen mangelt, die differenziert an das Phänomen Straßenkinder heranzugehen in der Lage sind.) Aber offensichtlich meint man in den meisten der Institutionen, einfache Verbote und Regeln in Kombination mit Nahrungsgabe und Hygieneangeboten würden ausreichen, um zu „resozialisieren“. Wer sich nicht an die Bestimmungen hält, dagegen verstößt, zeigt keinen Willen, sein Leben zu ändern. Früher oder später ist er draußen.

Straßenkinder jedoch sind clever. Wären sie es nicht, könnten sie in ihrem Milieu nicht überleben. Cleverness ist für sie, egal ob innerhalb oder außerhalb von Institutionen, das A und O. Einige etwa sind sehr gewitzt im „Institutionen-Hobbing“. Besondere Aktionen wie Ausflüge oder schwimmen gehen sprechen sich rum. So tauchen sie überall mal auf, nehmen das für sie Maximale aus den Institutionen mit. An ihrem Leben aber ändert sich nichts. Es ist eine Form von Arbeit. Ebenso schnell hat es sich herumgesprochen, an welchen Plätzen die Leute dieser Tage freigiebiger sind und viel zu holen ist.

re Institutionen verschaffen können. Doch wirklich viel Zeit verbracht und so die aussagekräftigsten Eindrücke gewonnen habe ich nur im „Patio Don Bosco“, auf den ich weiter unten noch näher eingehe.



Die große Mehrheit der Straßenkinder weiß sich mit Hilfe der Institutionen gut über Wasser zu halten. Bei den „Brazos Abiertos“ – einer Institution einer US-amerikanischen Lutheranischen Glaubensgemeinschaft (stark sektenverdächtig!) – soll ich vor dem Essen einem „Jehova“ danken und dazu die Hände falten? Bitte doch, kein Problem! Dort soll ich vor dem Essen die Hände gründlich säubern (wird kontrolliert), mich danach in Reihen aufstellen und so lange stillstehen, bis alle Riegen das Gebet geschrien haben und meine Reihe den Speisesaal betreten darf? Natürlich, gerne! Solange ich mein Endziel, satt zu werden, erreiche. Viele Kinder kommen auch nur in die institutionellen Räumlichkeiten, wenn sie sich müde, hungrig, dreckig fühlen, wenn sie nicht genug zusammenschmorren konnten in den letzten Tagen, wenn ihnen Schlimmes passiert ist und sie eine Rückzugsmöglichkeit brauchen usw.

Vielfach sind diese Art von Institutionen für die Straßenkinder leider allzu oft keine ernsthafte Alternative zu ihrem bisherigen Leben auf der Straße. Aufgefangen werden hier vor allem Kinder, die gar keine oder nur sehr kurze Zeit wirklich auf der Straße verbracht haben.⁵ Alle anderen sehen, so weit ich das überblicken konnte, diese „internados“ (Internate), wie sie auch oft genannt werden, viel zu oft als Mittel zum Zweck. Welch Wunder, mangelt es doch an sinnvollen (pädagogischen) Angeboten. Satt, sauber, ausgeschlafen – und viel mehr kommt meistens erst mal nicht.

⁵ Landläufig wird unterschieden zwischen Kindern von der Straße (niños de la calle) und Kindern in der Straße (niños en la calle).

In solch warmen Ländern wie Kolumbien spielt sich ohnehin ein Großteil des Lebens im öffentlichen Raum ab. Mitunter sind die Kinder und Jugendlichen, die die kolumbianischen Innenstädte zu ihrem Lebensraum (zumindest tagsüber) erkoren haben, aus recht guten oder zumindest stabilen Verhältnissen. Aber auch die offensichtlich ärmlichen Kinder, die in Bussen und am Straßenrand Süßigkeiten und anderen Kleinkram verkaufen, sind nicht zwangsläufig Straßenkinder im engen Sinne. Sie verbringen den Tag arbeitend auf der Straße, nächtigen aber im elterlichen Haus. Viele jedoch sind nur einen winzigen Schritt davon entfernt, „niños de la calle“ zu werden. Hier ist eindeutig wirksame Prävention gefragt.

BARRIO TRISTE UND GUAYAQUIL

Mitten im Zentrum von Medellín, unweit der das Stadtbild prägenden Bürotürme, gerät man an das, was vielerorts der „Abschaum“ („los desechos“) der Stadt genannt wird. Der „Barrio Triste“, das Traurige Viertel, und angrenzend das Viertel Guayaquil, wo sich die Armut sammelt.

Zerlumpte, abgeranzte, kaputte Geschöpfe, wohin das Auge sieht. Überall Straßenverkäufer („cachivacheros“), die sämtlichen nur denkbaren Krimskrams („cachivaches“) vor sich ausgebreitet haben. Einige machen den Anschein, als würden sie auch noch den Dreck zwischen ihren Zähnen verkaufen, wenn es denn ginge und sie dadurch zu wenigstens 10 Pesos (gerade ein Drittel Eurocent) kämen. Manches von dem, was sie um sich herum aufgebaut haben, erinnert auch daran. Die Straßen sind von den typischen ein-, höchstens zweistöckigen Häusern gerahmt. Die Farben unter dem Dreck des Viertels und des Lebens verschüttet. Ein großer Laster ist fast bis zur Unkenntlichkeit zerlegt; übrig blieb das Fahrgestell und das Lenkrad. Ein seltsamer Anblick. Wie ein großes gefährliches Tier, das nach erfolgreicher Jagd ausgeweidet wurde. Und hilflos ausgeliefert ist. Eine Straße ist voller alter, stinkender Autos. Die Ladenetagen bis obenhin mit Reifen vollgestopft. Vor den Häusern arbeiten Männer. Mit schmutzigen T-Shirts, ohne T-Shirts. Die Straße selbst ist tiefschwarz. Bedeckt von einer öligen, schmierigen Schicht, die schon kaum noch künstlich oder chemisch ist. Wer weiß, was sie zudeckt. Eine Straße weiter beginnen die „Holzstraßen“. Hier, wo mit Hölzernem jeglicher Art gehandelt wird, ist alles von einer dünnen hellgelblichen Schicht überzogen. Einen kurzen Moment habe ich das Gefühl, ganz normal in einem kommerziellen Zentrum rumzulaufen. Und wirklich sind diese Viertel auch das Einkaufszentrum des mittellosen Mannes.

An der Ecke eine triste Kneipe, die dem Schmutz der Straße nicht mehr standhalten konnte. Die Leute gucken mit leeren Gesichtern nach draußen. Vielleicht

Wofür allerdings weder die finanziellen Mittel (die momentan fast nur noch in den Bürgerkrieg fließen) noch m.E. ausgebildetes Personal zur Verfügung steht bzw. gestellt werden kann.



sehen sie aber auch nur mich so an. Ein bisschen ist es, als würden sie durch mich hindurchgucken und dort, wo ihr Blick austritt, einen Widerhaken verankern. Um den Eindringling unter Beobachtung zu behalten. Mein Begleiter meint, die Leute hier seien Fremden gegenüber ausnehmend misstrauisch, weil diese Viertel Drogenumschlagplätze wären, generell nur illegales Zeug kursiere. In Gefahr fühle ich mich nicht wirklich, aber wohl, dass ich hier nicht hingehöre. Und dass das jeder weiß. Zudem bin ich gewissermaßen wie paralysiert. Es ist nicht das erste Mal, dass ich in Lateinamerika unterwegs bin. Ich habe das für den lateinamerikanischen Kontinent typische Elend schon gesehen, bin im Bus durch die kilometerlangen Slums Limas gefahren, habe mich im Bogotaer verruchten Elendsviertel „El Cartucho“ beinahe gefürchtet. Doch so nah – vor allem mental – kam ich der Armut, der Dritten Welt, den von der Gesellschaft Verlassenen und Ausgestoßenen, glaube ich, noch nie.⁶

Auffällig: Das Klischee des Straßenkindes sehe ich hier gar nicht (womöglich ein Effekt einer Art Camouflage: Sie gehen unter in der Farbe ihresgleichen). Das sieht man eher im anderen Zentrum, dort, wo die Büros sind. Wo sie auf Geld und Mitleid hoffen können. Und wo sie eher abstecken von der Umgebung.

DIE „DON BOSCO“-EINRICHTUNGEN⁷

Unweit dieses „kommerziellen Zentrums“ von Guayaquil und dem Barrio Triste, mitten im nächsten, tatsächlichen Einkaufszentrum „El Hueco“, steht ein altes, heruntergekommenes Gebäude. Einst hat es eine Schule

⁶ Dieser Zustand hatte sich schnell gelegt. Was ich hier sah, war ja meine „Klientel“, nur im Durchschnitt älter. Viertel wie der Barrio Triste und Guayaquil sind die typischen Orte, an denen sich Straßenkinder bewegen. Hier werden sie weitestgehend in Ruhe gelassen. Hier fühlen sie sich unter Gleichen, was nicht nur einen gewissen Trost spendet, sondern vor allem Kommunikation auf sämtlichen Ebenen erleichtert bzw. ermöglicht. Das Straßenkinderprojekt, in dem ich mein Praktikum machte, ist letztendlich mehr oder weniger ein (wengleich abgeschotteter) Raum des Ganzen.

⁷ Don Bosco (1815-1888) war ein italienischer Erzieher und

beherbergt. Vor dessen Toreinfahrt sammeln sich täglich Straßenkinder und -jugendliche, fast immer mit einer Flasche „Sacol“ in der Hand, die sie verschämt im Ärmel ihrer Kleider oder unter ihren Pullovern vor der Brust verstecken. Warum sie hier stehen? Hinter der großen grün-weißen Tür verbirgt sich der „Patio Don Bosco“⁸.

Der Patio ist die erste Stufe eines von Salesianern finanzierten modularen Betreuungssystems für Kinder und Jugendliche der Straße. Hierher können die Kinder direkt von der Straße kommen. Zwei Bedingungen: Sie sind unter 18 und männlich⁹. (Wer älter ist, hat generell verloren. Um über 18jährige kümmert sich meines Wissens niemand mehr.) Draußen bleiben die Älteren, junge Frauen und einige, die aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr in den Patio hineindürfen. Alle anderen können im Patio den Rausch der letzten Nacht ausschlafen, ohne sich Gefahren auszusetzen. Sie können sich und ihre Kleider säubern. Essen, im ehemaligen Schulhof spielen, manchmal eben einfach nur Kind sein. Vormittags wird sogar unterrichtet, wer will. Die meisten Jungs haben zwar die Primärstufe nicht abgeschlossen, können in der Regel aber lesen, schreiben und rechnen. Einmal in der Woche kommt eine Ärztin, einmal im Monat wird ein Ausflug gemacht. Nichts großes, aber etwas, was den Alltagstrott der Jungs angenehm unterbricht. Wer hier im Patio, in der ersten Stufe, über längere Zeit unter Beweis stellt, dass er es ernst meint und tatsächlich von der Straße will, hat gute Chancen, in die nächsthöhere Etappe eingegliedert zu werden.

Priester, der sich im Italien des 19. Jhs. Straßenkindern mittels seines „sistema preventivo“, der „Pädagogik der Vorsorge“, annahm. 1859 gründete er den Salesianerorden (vom Schutzpatron, dem heiligen Franz von Sales, abgeleitet). Noch im 19. Jh. ging der Orden auch nach Südamerika.

⁸ „patio“ = im Inneren des Hauses gelegener Hof

⁹ Es gibt ungleich weniger Einrichtungen, die sich Straßenmädchen annehmen. Was daran liegen mag, dass es tatsächlich weniger Mädchen gibt, die ihr Leben auf der Straße fristen – aus den unterschiedlichsten Gründen. Doch einmal auf der Straße gelandet, haben sie es in der Regel schwerer als Jungs, sich durchzusetzen, über Wasser zu halten. Oft schließen sie sich einer „gallada“, einer Straßenclique an. Besonders schwerwiegend: Nicht nur allgemein auf der Straße, sondern vor allem auch innerhalb ihrer Gruppe sehen sie sich ständig



Die zweite und die dritte Betreuungsstufe befindet sich am Rand der Stadt, weit oben in einem „barrio popular“, einem der Armenviertel Medellíns. Die „Ciudad Don Bosco“¹⁰ erstreckt sich über eine recht große Fläche und beherbergt Schule, Unterkünfte, Speisesäle, Werkstätten. Es gibt sogar einen Swimmingpool.

Mich hat die Ciudad ein wenig an einen goldenen Käfig erinnert. Hoch umzäunt, mit bewachtem Tor, leben die Jungs hier in Ruhe, finden etwas wie Familienersatz, werden im Gegenzug jedoch stark limitiert. „Ausgang“ etwa bekommen sie nur auf Antrag. Sie müssen sich einem reglementierten Tagesablauf wie allgemeinen Ordnungsregeln unterwerfen. Natürlich sind auch hier Drogen aller Art absolutes Tabu. Die Vorzüge aber scheinen zu bestecken. Die Abbrecherquote ist vergleichsweise gering. Wer es hierher geschafft hat, kann nicht nur in relativer Gelassenheit aufwachsen, hat nicht nur jeden Tag sicheres warmes Essen und Bett, findet nicht nur verlässliche Konstanten. Den Jungs wird auch Bildung geboten, und zwar über die normale Schulbildung hinaus. In den Werkstätten lässt man ihnen eine Berufsausbildung angedeihen. Glücklicher Nebeneffekt: Dieselben Werkstätten tragen mit dem Verkauf ihrer Produkte auch zur Finanzierung der Einrichtung bei. Die ehemaligen Straßenjungs, die ich hier gesehen habe, ließen sich dem Aussehen nach nicht mehr ihrer Herkunft zuordnen. Höchstens ihre Sprache verriet sie noch.

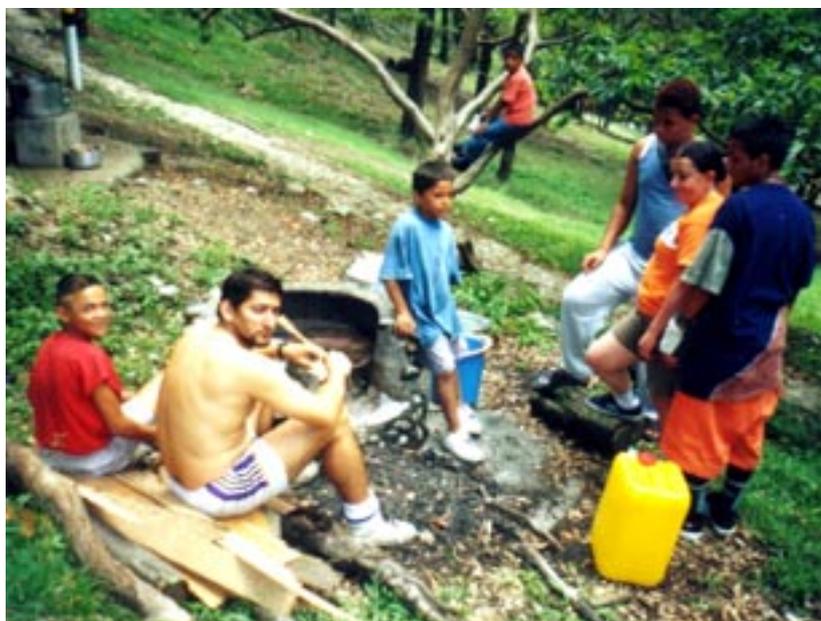
DER „PATIO DON BOSCO“

An das Phänomen und die Problematik Straßenkind habe ich mich zu Beginn meines Praktikums herangetastet, indem ich mehrere Institutionen in Medellín besuchte, die sich um Straßenkinder kümmern. Mir stand es offen, mich für eine Einrichtung zu entscheiden, in der ich über

sexuellen Übergriffen ausgesetzt. Obwohl viele Mädchen nicht zuletzt derentwegen nicht mehr im familiären Umfeld leben möchten.

¹⁰ „ciudad“ = Stadt

längere Zeit am Alltag teilhaben wollte. Mir schien der „Patio Don Bosco“ am geeignetsten, meinem Ziel näher zu kommen, etwas über Glauben und religiöse Vorstellungen von Straßenkindern herauszufinden. Nicht nur, dass er die kooperierende Einrichtung des Projekts „Patio 13 – Schule für Straßenkinder“ ist und ich so eventuelle Koordinationsprobleme umgehen konnte. Vor allem ist er Auffangbecken für Jungs, die direkt von der Straße kommen, noch kaum Institutionen durchlaufen haben und so nicht aus ihrer Vergangenheit, sondern von ihrer Gegenwart auf der Straße berichten.



Beim Ausfliegen: Eintopf im Park.

Nach anfänglichen organisatorischen Schwierigkeiten hatte ich meine konstanten Patio-Tage. Das war wichtig, denn auch der Patio folgt gewissen Konstanten. Den Alltag rahmen feste Strukturen. Früh zwischen acht und zehn kommen die Jungs in den Patio – entweder aus der zum Patio gehörigen Herberge oder nach einer Nacht auf der Straße. Manche auch aus dem Elternhaus. Um zehn Uhr gibt es Frühstück. Danach wird in der ehemaligen Schulaula unterrichtet. Wer darauf keine Lust hat, kann im Hof spielen, einfach nur zwischen den vielen alten Reifen sitzen, sich unterhalten, schlafen, die Kleider waschen. Nach zwei bis drei Stunden sitzt kaum noch jemand über seinen Heften. Dafür reicht die Ausdauer nicht aus. Um zwei Uhr gibt es Mittag, bei dessen Vorbereitung der Köchin Carmen



immer zwei Jungs zur Seite stehen – ein begehrter Job, fällt doch dabei jedes Mal was zum Naschen ab. (Vielleicht ist es allerdings auch der Hauch einer häuslichen Idylle: mit Mutter am Herd stehen, die den Reiz ausmacht.) Davor muss jeder Junge gewaschen sein. Was kontrolliert wird, indem einer der Betreuer vor den Duschen sitzt. Der Nachmittag wird mit Spielen verbracht. Mehrmals in der Woche werden Volleyball oder Basketballwettkämpfe unter vier Mannschaften ausgetragen. Es gibt eine Tischtennisplatte und Karten- und Brettspiele. Oder es wird einfach nur ferngesehen. Oder rumgelungert.

Die Patio-Kinder sind in Riegen aufgeteilt, deren Gruppenälteste mit zur Verantwortung herangezogen werden. Vor dem Essen etwa wird sich im Hof in diesen Gruppen aufgereiht. Die Gruppenführer sind dafür zuständig, Ruhe in ihre Reihen zu bringen. Oder überwachen die Hofreinigung: Jeder Junge bekommt ein Stück Hof zum Fegen oder eine andere Aufgabe zugeteilt, die Riegenältesten bestätigen dann, dass er es erledigt hat. Das ist wichtig, denn zwischen vier und fünf gibt es immer noch eine Kleinigkeit – Kekse, Lutscher, Obst –, an der nur die Helfer teilhaben. Bevor ab fünf Uhr zum Aufbruch geblasen wird. Ungefähr dann kommt der Bus, der die Kinder in die Herberge fährt. Wer auf der Straße bleibt oder ins Elternhaus geht, verlässt jetzt auch den Patio.

NOCH EINMAL:

DER „PATIO DON BOSCO“

Durch meine kontinuierliche Anwesenheit konnte ich mir einen guten Einblick verschaffen. Und musste dabei selbst als „Laiin“ immer wieder feststellen, wie wenig oft auf die speziellen Bedürfnisse der Kinder eingegangen wird.

So wird zwar wochentags regelmäßig Unterricht angeboten. Meistens jedoch eher schlecht als recht. Externe Lehrer kommen nur, wenn über längere Zeit 40 Kinder im Patio waren. Keiner von denen, die ich kennen lernte, haben eine Lehrberechtigung

im akademischen Sinn. Im günstigsten Fall stecken sie wenigstens in einer universitären Ausbildung. Ein einfaches Abitur tut es aber auch. Kommen die Lehrer nicht, übernehmen die Erzieher ihre Aufgabe. Der manche nicht gewachsen sind – man muss leider sagen, aufgrund eigener Bildungsmängel. Es gibt vier Erzieher im Patio: Jhon Albeiro, Fabián, Jhon Fernando und Raúl. Nicht eben viel bei einer durchschnittlichen Belegung von 50 bis 60 Kindern. Zudem ist der Leiter Jhon Albeiro fast ausschließlich von administrativen Pflichten beansprucht. Leicht zu erkennen, dass es allein zeitlich schon eine Belastung darstellt, den Unterricht übernehmen zu müssen.

Die meisten Jungs sind sich sehr wohl darüber im klaren, dass nur die Bildung ihnen eine Zukunft verschaffen kann. Insofern ist es besonders bedauerlich, dass hier nicht mehr gefördert und motiviert wird, werden kann. Im Gegenteil: Ich habe oft mitbekommen, wie Kinder von den Betreuern aus der Aula geholt wurden, um anstehende Aufgaben zu erledigen: Putzen, Fegen etc. Das konnte ich nie verstehen. Wer sich schon soweit diszipliniert, dass er am Unterricht teilnimmt, wird da zwangsweise rausgeholt. Als ob Reinigungsaufgaben nicht auch am Nachmittag noch erledigt werden könnten, wenn ohnehin kein festes Programm mehr ansteht.

Mir stieß immer wieder die offenbar schlechte (Aus)Bildung einiger Erzieher auf. Nun bin ich pädagogisch wie didaktisch als angehende Kulturwissenschaftlerin völlig unbeleckt (die Lektüre Rousseaus „Emile“ zählt in bezug auf Straßenkinder bestimmt nicht!). Aber selbst mir erscheint es nicht sinnvoll, vor Kindern, die oft ihr ganzes Leben nur lernten, dass der physisch Stärkere immer die Oberhand hat, hier eben dieses Bild weiter fortzusetzen. Es gibt tatsächlich Betreuer im Patio (und auch woanders), die sich Kraft ihrer körperlichen



Einmal reich sein – die „Patio-Jungs“ beim Monopoly spielen.



Überlegenheit durchsetzen. Darauf angesprochen, verteidigen sie sich nach dem Muster: Die Jungs kennen es nicht anders und verstehen es nicht anders. Dabei sollte es meines Erachtens doch genau darum gehen. Den Kindern andere Muster, Alternativen aufzuzeigen. Damit sie eventuell einmal die Kraft finden, aus ihrem Teufelskreis von Drogen, Gewalt und Kriminalität herauszukommen.

Schlimmer noch ist, dass auf diese Weise selbst Kinder, die zum Beispiel aus oben beschriebenen Flüchtlingsfamilien stammen und einen anderen Umgang, andere Herangehensweisen gewohnt waren, in dieses Benehmen finden. Was am wichtigsten wäre, nämlich sinnvoll und kindgerecht zu fördern, die Jungs versteckte Talente entdecken zu lassen und so dazu beizutragen, dass sie ihren festen Punkt im Leben finden, bleibt fast immer auf der Strecke. Was gerade noch gefördert wird, ist sportliches Geschick. Auch hier aber gewinnt der Stärkere, wengleich im Mannschaftsspiel wenigstens Teamgeist gefragt ist. Tatsächlich scheint es bedauerlicherweise so zu sein, dass einige Erzieher es nicht anders kennen und verstehen.

Als am motiviertesten und reflektiertesten habe ich die Lehrer kennen gelernt. Sie beispielsweise sind durchaus auf der Suche nach verborgenen Fähigkeiten und Begabungen und können diese auch sublim frei legen, zumindest ansatzweise. Aber vielleicht liegt das auch daran, dass sie eben nur am Vormittag im Patio sind, nur für eine spezielle Aufgabe, und so von vielen Querelen und Problemen verschont bleiben. Der Betreuer hingegen hat die Kinder mit all den Schwierigkeiten von morgens bis abends um sich. Was definitiv eine hohe psychische Belastung darstellt. Es handelt sich nun mal um Problemkinder. Den Erziehern ist nicht uneingeschränkt anzulasten, dass sie mitunter unadäquat an Situationen herantreten. Wer nicht einmal in Pädagogik ausgebildet wurde, soll auf oft mehrfach psychisch wie physisch traumatisierte Kindern eingehen können?

Geprägt von ungesunder bzw. Unterernährung, Hygienemängel, Drogen, Gewalt, Kriminalität, Exhibitionismus und Prostitution, mangelnder Kleidung, Decken und vielem mehr, ist die Welt außerhalb des Patios wohl kaum als kindgerecht zu be-

zeichnen. Doch indem man eben nur das ausgleicht, wird sie innerhalb des Patios nicht viel kindgerechter. Gewiss auch nicht durch halb-militärische Strukturen, wie sie oft genug im Patio auszumachen sind.

Es gibt natürlich und Gott sei Dank auch umgekehrte Beispiele. So die Erzieherinnen in der „Casa Mamá Margarita“¹¹, einer der wenigen Einrichtungen für Mädchen. Sie begegnen den mitunter ungleich schwierigeren Mädchen mit ausnehmend viel Geduld, lassen sich jeden Tag ein neues ideenreiches Lern- und Gruppenspiel einfallen. Im Patio ist mir besonders positiv der Umgang des Leiters Jhon Albeiro aufgefallen. Er kennt die Situation der Straßenjungs genau, aus eigener Erfahrung. Vielleicht liegt es daran, dass er weiß, wie man ihr Vertrauen gewinnen kann (indem man beispielsweise selber auch Vertrauen entgegenbringt), ohne militärische Untertöne anzuschlagen. Ich jedenfalls hatte das Gefühl, dass niemand von den Jungs so geschätzt wird wie er.

DAS PROJEKT „PATIO 13 – SCHULE FÜR STRAßENKINDER“

Einrichtungen wie der „Patio Don Bosco“ bieten zweifelsohne bestimmte Chancen, um von der Straße wegzukommen. Um diese Chance aber ergreifen zu wollen und zu können, muss ein Straßenkind schon sehr gereift sein. Die wenigsten Kinder sind von sich aus so weit. Immerhin geben sie in den „Internaten“ eine Freiheit auf, die ihnen nur die Straße bietet. Das ist ein Punkt, der nur allzu oft unterschätzt wird. Viele Kinder wurden in ihren Familien tagtäglich gegängelt und gemaßregelt, warum sich also wieder einem strikten Tagesablauf unterwerfen, in dem man zu viel zurückstecken muss? Von vielen haben schon die Drogen Besitz ergriffen, sie willenlos gemacht. Eine Einrichtung, die vor den Kindern als tatsächliche Chance bestehen will, muss überzeugende Alternative zum bisherigen Leben sein.

¹¹ „casa“ = Haus

Eigentlich ist es die „Mamma Margherita“, die Mutter Don Boscos, die dem Haus ihren Namen leiht.



Es fehlt offensichtlich dringend an entsprechend geschultem Personal, um das bieten zu können. Eben diesen Missständen in der Betreuung der Straßenkinder entgegenarbeiten zu können, hat sich das Projekt „Patio 13 – Schule für Straßenkinder“ gebildet. Es ist ein Kooperationsprojekt zwischen der Pädagogischen Hochschule Heidelberg und der Escuela Normal Superior „María Auxiliadora“ (ein Kolleg mit Schwerpunkt Lehrerbildung) in Copacabana, einer Vorstadt Medellín. Zum Ziel hat es die feste Einrichtung eines Studienfachs „Straßenpädagogik“ an pädagogischen Instituten in beiden Ländern, das neue pädagogische Ansätze vermitteln soll. Diese müssen erst geschaffen werden. Das „Patio 13“-Projekt wirkt vorbereitend darauf hin: Es werden die Lebenssituationen von auf der Straße lebenden Kindern untersucht. Um Angriffspunkte für ihre Veränderung abzuleiten. Es wird geguckt, woher die Kinder kommen. Um sich auf deren Realität einstellen zu können.

Nicht nur aus pädagogischer Sicht sollte es darum gehen, den Kindern ein vertrautes, vorhersehbares und verstehbares Umfeld zu schaffen. Aus dem sie Sicherheit und Vertrauen, auch in sich selbst, ziehen können. Doch um das tatsächlich zu bieten imstande zu sein, muss man um das Umfeld der Kinder wissen. Wie gewinnen sie überhaupt Vertrauen, wie sehen ihre Mechanismen aus?

Glaube ist gemeinhin in allen Gesellschaften auch vertrauenstiftende Institution. Darüber hinaus beeinflusst er stark Lebensweise und Denken. Wie im umgekehrten Fall Lebensweise und Denken stark den Glauben beeinflussen. Will man also näheres über das Leben in der Straße erfahren, kommt man nicht umhin, die Glaubensvorstellungen, die religiösen Ideen, Begriffe und Gedanken deren Bewohner näher zu durchleuchten.

MEINE ARBEIT

Die Arbeit im „Patio Don Bosco“ ermöglichte es mir, mit den Straßenkindern auf einer Art Vertrauensbasis Kontakt aufzunehmen. Eine Art Vertrauensbasis deshalb, weil man, so zumindest meine Erfahrung, was man auch anstellt als Ausländerin immer einen „Exotenstatus“ genießt und in gewisser Weise eben Fremdkörper ist. Manche Jungs ließen mich das auch deutlich durch betont gelangweilte Ignoranz spüren. Andere wiederum fanden offensichtlich gerade das Neue, Fremde spannend. Nicht selten hing eine ganze Traube um mich rum, am Arm, wild auf mich einplappernd.

War allerdings die anfängliche Neugier – die mir übrigens jedes Mal wieder, wenn auch nicht jedes Mal von denselben Jungs, entgegengebracht wurde – vorüber, blieben oft nur wenige übrig, die tatsächlich erzählen wollten. Doch dafür waren gerade diese Begegnungen qualitativ um so ergiebiger. Wenn auch für grundlegende Forschungsergebnisse quantitativ viel zu fragmentarisch. Dessen ungeachtet: Ich habe am Alltag der Kinder im Patio teilgehabt, konnte mich ihnen annähern durch Unterhaltungen, Spiele, manchmal ganz einfach nur dadurch, als weibliches Wesen zum anlehnen und anschmiegen dazusein. So kann ich alles in allem sagen, dass ich eine große, wenn auch häufig nur auf die Draufsicht beschränkte Einsicht nehmen konnte in ihr Leben.

Wenn es die Zeit und die Umstände erlaubten, konnte ich auch mit Straßenkindern in der Stadt, außerinstitutionell, arbeiten. Gespräche mit leitenden Mitarbeitern des Projekts halfen mir, mich an die Straßenkinder und ihren Glauben heranzuführen. So etwa mit Sor Sara Sierra, die schon viele Jahre in Medellín Slums mit Straßenkindern gearbeitet hat und entscheidend am Aufbau des Projekts beteiligt war. Wenn ich nicht zur teilnehmenden Beobachtung im Patio oder anderen Einrichtungen war, habe ich in den Bibliotheken vor Ort einschlägige Literatur zum Thema Straßenkinder und Straßenkultur sowie zu Religion und Glauben in Kolumbien gesichtet und gelesen oder mich auf den aktuell-politischen Stand gebracht. Letzteres war wichtig, da – wie



oben schon erwähnt – gerade durch die momentane politische Lage immer mehr Kinder auf der Straße landen, die nicht auf dem „klassischen“ Weg da hinkamen. Darüber hinaus habe ich mit angehenden Lehrerinnen gesprochen, die ihr Studienpraktikum (ein insgesamt sechsmonatiges, meist soziales Praktikum, zu dem in Kolumbien Studenten aller Fachrichtungen verpflichtet sind) im Rahmen des Projekts machen. Sie sammeln so Erfahrungen im Pilotstudienfach „Straßenpädagogik“. Auch sie waren mir mit ihren Erkenntnissen hilfreiche Begleiterinnen, die Sozialstrukturen der Straßenkinder zu erschließen.

GLAUBE

Ziemlich zu Beginn meines Praktikums habe ich einer für mich sehr aufschlussreichen Szene beigewohnt. Ich besuchte die schon erwähnte „Fundación Brazos Abiertos“, die „Stiftung Offene Arme“ – bei der mich offen gesagt das Gefühl religiösen Budenzaubers beschlich. In deren Haus sind Jungs untergebracht, tagsüber können weitere von der Straße dazustoßen. Zu einer gewissen Uhrzeit werden die, die draußen stehen und warten, hereingelassen. Sie müssen sich und ihre schmutzige Wäsche waschen, ehe es ans Frühstück geht. Als diese Jungs soweit fertig, die Sachen zum

Trocknen aufgehängt, neue angezogen waren, versammelte man sich zum Beten im Innenhof. Zwei wurden zurückgepfiffen. Offenbar wollten sie ohne Gebet essen. Mir stieß diese Art und Weise der Mahlzeitverteilung schlecht auf. Im Grunde ging es darum, dass die Jungs für die „Barmherzigkeit“ mit Gläubigkeit, und zwar mit dieser speziellen der „Brazos Abiertos“, im Voraus zahlen sollten. Wenn die Kids – zumindest die von der Straße – in solchen Momenten einer abstrakten überirdischen Person (dem Gott der Fundación) für etwas danken, hat das für meine Begriffe wenig mit Frömmigkeit oder religiöser Gläubigkeit zu tun, sondern vielmehr mit der Pffiffigkeit, Kausalzusammenhänge (ich falte meine Hände, dafür bekomme ich Essen) zu erkennen und sie geschickt für sich auszunutzen. Eine Art billiger Bezahlung. Trotz allem fand ich es recht bemerkenswert, wie die Jungs mit der Religion anderer umgehen. Sie selber stammen ja zu mindestens 99 Prozent aus einem katholischen Umfeld. Sie lassen sich auf eine Art Geschäft ein. Aber vielleicht, dachte ich, hat ja gerade das was mit Religiosität von Straßenkindern zu tun.

Später im „Patio Don Bosco“ konnte ich ähnliche Situationen verfolgen. Hier dankt man zwar der katholischen Dreifaltigkeit, dass man ernährt wird. Dennoch schien es mir, als käme es den Kindern eher auf den vollen Magen als die Worte des Gebets an. Das seltsam anmutende Dankesritual lässt eigentlich auch kaum reflektieren. Vor jedem

Essen bauen sich die Riegen vor dem Speisesaal auf. Dann wird das Gebet – und es ist wirklich so – im Chor geschrien. Ein fast militärisch anmutendes Ritual. Ist das Glauben?

Aber woran kann ein Straßenkind überhaupt glauben? Ein Kind, ausgestoßen von der Gesellschaft, obwohl es doch in diesem Alter behütet werden sollte und will. Ein Kind, das nicht einmal auf die Anteilnahme seiner Mitmenschen zählen kann, wenn es schon halb verhungert ist. Das im Gegenteil beim Betteln überall verscheucht wird. Es ist lästig, Ballast, den die Gesellschaft

Ordnung.





lieber abwerfen will. (Nicht umsonst wird so wenig Augenmerk auf eine angezeigte Betreuung gelegt.) Denn es ist immer das menschengewordene schlechte Gewissen der Gesellschaft, zumal der erzkatholischen kolumbianischen.

Zwar erzählen alle Kinder, dass sie an Gott (den katholischen) glauben und er ihnen in vielerlei Hinsicht geholfen hat. Meistens zu überleben. Aber es sind denn auch viele unter ihnen wie María aus der „Casa Mamá Margarita“, die mir sagte, sie könne an keinen Gott mehr glauben. Als Kind hätte sie Gott jahrelang angefleht, ihrer Familie zu einem größeren Haus zu verhelfen oder zumindest das alte wieder herzurichten. Statt dessen haben sie auch das noch verloren. Auf einen Gott der Barmherzigkeit, der die Armen in noch größere Armut schickt, könne sie nicht mehr bauen. Auf die Frage, woran sie denn dann glaube, schwieg sie.

Letztere Erfahrung habe ich ohnehin oft gemacht. Ich konnte den Kindern nicht allzu viel entlocken. Fragt man zu direkt, erzählen sie einem das, wovon sie glauben, dass man es hören möchte. Darin sind sie Profis, immerhin verdient die Mehrzahl von ihnen ja auch professionell ihr Geld mit dieser Art Beschäftigung. Ansonsten sind sie, wird es ihnen zu intim, sehr verschlossen. Sie wenden sich zwar

nicht ab oder hören auf zu reden, aber über Gefühle etwa reden sie schwerlich. Die hüten sie, und ihr Glaube ist in gewisser Weise auch eines dieser Gefühle, die nur für sie bestimmt sind und die sie ungern in die Welt entlassen. Sei es, damit sie ihnen erhalten bleiben, sei es, damit sie nicht – derart schutzlos – getreten werden.



In der Nachbereitung, an der ich zur Zeit arbeite, werde ich meine Erfahrungen, Gespräche, Interviews zu diesem Thema auswerten und zu Papier bringen.